

Hartmut Esser

SOZIOLOGIE

Spezielle Grundlagen

Band 3: Soziales Handeln

CAMPUS

Soziologie Spezielle Grundlagen

- Band 1: Situationslogik und Handeln
- Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft
- Band 3: Soziales Handeln
- Band 4: Opportunitäten und Restriktionen
- Band 5: Institutionen
- Band 6: Sinn und Kultur

Hartmut Esser ist Professor für Soziologie und Wissenschaftslehre an der Universität Mannheim. Er ist Autor und Herausgeber zahlreicher Veröffentlichungen. Sein inzwischen in der 3. Auflage erschienenes Lehrbuch »Soziologie. Allgemeine Grundlagen« erschien zuerst 1993 bei Campus.

Hartmut Esser

Soziologie

Spezielle Grundlagen

Band 3: Soziales Handeln

Campus Verlag
Frankfurt/New York

ISBN 978-3-593-37146-7 Print
ISBN 978-3-593-40692-3 E-PDF

Studienausgabe

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2000 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen

Satz: Cornelia Schneider und Thorsten Kneip

Druck und Bindung: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Vorwort	VII
1. Soziale Situationen	1
2. Strategien und Spiele	25
Exkurs über das Spiel	51
3. Strategische Situationen	55
3.1 Koordination	59
3.2 Soziale Dilemma-Situationen	72
3.3 Konflikte	90
4. Ordnungsbedarf	109
5. Soziale Ordnung	117
5.1 Arbeitsteilung: die Ordnung der Interessen	118
5.2 Der Krieg aller gegen alle	127
5.3 Die Evolution der Kooperation	134
5.4 Interesse und Moral	148
5.5 Die Ordnung komplexer Gesellschaften	160
6. Kooperation und Produktion	165
6.1 Eigenschaften von Ressourcen	166
6.2 Güterarten	168
6.3 Gesellschaftliche Produktion	194
7. Kollektives Handeln	199

Mehr als Archimedes	224
8. Interaktion	227
8.1 Koorientierung	229
Exkurs über Thomas C. Schelling und die Klugheit der Frauen	239
8.2 Symbolische Interaktion	243
8.3 Kommunikation	247
Exkurs über die Frage, ob sich Kommunikationen als Kette von Handlungen rekonstruieren und erklären lassen	295
9. Soziale Beziehungen	299
10. Transaktion	305
10.1 Die Transaktion des Tausches	308
10.2 Konvertibilität	330
10.3 Die Transaktion von Rechten: Autorität und Einfluß	334
10.4 Medien der Transaktion	338
Exkurs über ein immer noch ungelöstes Rätsel: Der Kula-Ring	346
11. Die Organisation des Tausches	353
11.1 Der generalisierte Tausch	353
11.2 Reziprozität	364
Exkurs über das Verhältnis von Pflicht und Vernunft	372
11.3 Transaktionssysteme	376
12. Macht	385
Exkurs über die Frage, ob die Macht ein Medium ist	411
Literatur	415
Register	423

Vorwort

In diesem Band 3 der „Speziellen Grundlagen“ geht es um das Konzept des sozialen Handelns. Grundlegend dafür ist der Begriff der „sozialen“ Situation. Eine soziale Situation ist eine solche, bei der die Akteure wechselseitig in Rechnung stellen (müssen), daß das Ergebnis ihres Tuns von den Absichten und Handlungen der anderen Akteure mitbestimmt ist und daß alle auch wissen, daß das so ist. Viele, auch sehr wichtige, soziologische Fragen lassen sich zwar auch schon ohne diese Annahme bearbeiten, wie etwa die Frage nach der Reproduktion von sozialen Ungleichheiten oder der Organisation von Rollensystemen. Der grundlegend „interaktive“ Charakter aller sozialen Prozesse wird dadurch aber keineswegs aufgehoben, und manche Vorgänge und zunächst paradox anmutende Abläufe werden erst dadurch verständlich, daß sie auch ausdrücklich als Ergebnis eines „sozialen“ Handelns rekonstruiert werden, wie das etwa für die Mobilisierung sozialer Bewegungen oder für Konflikte in Organisationen der Fall ist.

Der Band beginnt – ausgehend vom elementaren System einer Situation und vom Begriff des Handelns allgemein, wie sie in Band 1, „Situationslogik und Handeln“ vorgestellt wurden – mit der Bestimmung des Konzeptes einer *sozialen* Situation, mit der Systematisierung des Begriffs des *sozialen* Handelns und mit einer Differenzierung der verschiedenen Varianten des sozialen Handelns (Kapitel 1). Zentral sind dabei die Konzepte der Interdependenz und der (doppelten) Kontingenz sowie die *theoretische* Unterscheidung von drei grundlegenden Typen des sozialen Handelns: strategisches Handeln, Interaktion und soziale Beziehung. Die danach folgenden Kapitel gehen diese drei Typen des sozialen Handelns systematisch durch: Die Kapitel 1 bis 7 behandeln insbesondere das strategische Handeln, Kapitel 8 die Interaktion und Kapitel 9 die sozialen Beziehungen. Die Kapitel 10 bis 12 benutzen dann die zuvor dargestellten Einzelheiten zur Darstellung des *empirisch* wohl wichtigsten Falles des sozialen Handelns: der sog. Transaktion als „Tausch“ von Gütern und Ressourcen. Die Besprechung der verschiedenen Varianten und Aspekte des strategischen Handelns nimmt deshalb den größten Raum ein, weil dabei viele Einzelheiten auch etwas ausführlicher zu behandeln sind, die bisher in der „strukturellen“, „normativen“ oder „symbolisch-interaktiven“, ganz zu

schweigen von der „system-theoretischen“ Soziologie kaum, wenn überhaupt, rezipiert worden sind, gleichwohl aber für die Analyse vieler sozialer Prozesse unentbehrlich sind, wie etwa die Grundkonzepte der Spieltheorie.

Nach dem einleitenden Kapitel 1 werden in Kapitel 2 die zentralen Einheiten der sog. Spieltheorie dargestellt, dem wohl wichtigsten theoretischen Instrument für die Analyse des strategischen Handelns von Akteuren. Daran schließt sich eine Systematisierung der drei Grundtypen strategischer sozialer Situationen an, aus denen sich ein jeweils typischer Ordnungsbedarf ergibt (Kapitel 3 und 4): Koordination, soziale Dilemma-Situationen und Konflikte mit ihrem Bedarf nach „konventionellen“, „essentiellen“ resp. „repressiven“ Regelungen. Eine (noch) ausschließlich mit den Prämissen des strategischen Handelns operierende Lösung des Problems der sozialen Ordnung wird in Kapitel 5 ausführlich besprochen – die sog. Evolution der Kooperation. In diesem Zusammenhang wird auch dargestellt, wie man sich den Übergang einer noch bloß an Interessen orientierten „Praxis“ der Kooperation zu einer auch schon „moralisch“ getönten Ethik oder kollektiven Solidarität erklären könnte. Erst in den noch folgenden Bänden, insbesondere in Band 5 über „Institutionen“ und Band 6 über „Sinn und Kultur“ wird jedoch dieses Problem genauer behandelt werden können. An Kapitel 5 anschließend geht es, die Ergebnisse der Kapitel vorher aufgreifend, um die Frage der Bedingungen für die „gesellschaftliche“ Produktion bestimmter Güter, wobei die Differenzierung verschiedener Arten von Ressourcen und Gütern im Mittelpunkt steht: Privatgüter, Kollektivgüter und Positionsgüter. Den Abschluß der Behandlung des strategischen Handelns bildet das Kapitel 7 über das Problem des „kollektiven“ Handelns als einem wichtigen Spezialfall des strategischen Handelns, der besonders für die Frage nach den Bedingungen der Bereitstellung kollektiver Güter und der Mobilisierung und Organisation kollektiver Aktionen und Bewegungen typisch ist. Zum Schluß dieses Kapitels werden – vor dem Hintergrund der Besonderheiten eines „nur“ strategischen Handelns – auch einige „strukturelle“ Bedingungen der Entstehung und Stabilisierung sozialer Ordnung alleine bereits aus den Interessen der Akteure angesprochen.

Beim strategischen Handeln sind die Interessen der Akteure die zentrale Grundlage des Geschehens. Die symbolischen und mit dem kulturellen Wissen der Akteure verbundenen Prozesse des wechselseitigen Tuns in sozialen Situationen werden – in Abgrenzung zum „bloß“ strategischen und zum normativ gesteuerten Handeln in sozialen Situationen – zusammenfassend als Interaktion bezeichnet. Das Kapitel 8 widmet sich vor diesem Hintergrund insbesondere der Differenzierung solcher Prozesse der Interaktion, und zwar in Vorgänge der rein gedanklichen, der durch Symbole und Gesten und der durch gewisse, in ihrer Bedeutung explizit festgelegten, „Medien“ gesteuerten Interaktion: Koorientierung, symbolische Interaktion und das weite Feld der

Kommunikation. Alle diese Vorgänge werden im Prinzip als aneinander anschließende „Ketten“ von aufeinander bezogenen, über gemeinsames Wissen miteinander verschränkten und aufeinander reagierenden Akten individueller Akteure rekonstruiert und dabei theoretisch über das Modell der Wert-Erwartungstheorie erklärt. Das gilt auch für den Fall der Kommunikation. Es ist in diesem Zusammenhang unumgänglich, die Verbindungen und die Unterschiede zur derzeit wohl einflußreichsten Konzeption der Kommunikation, der von Niklas Luhmann nämlich, aufzuzeigen. Daß dabei eine explizit „handlungstheoretische“ Rekonstruktion des „Prozessierens“ sozialer Systeme und der soziologischen Systemtheorie herauskam, war ein nicht unbeabsichtigtes Nebenergebnis.

Soziale Beziehungen sind, im Anschluß an Max Weber, über normative „Einstellungen“ geregelte Interaktionen. Weil es dazu an dieser Stelle nicht sehr viel mehr zu sagen gibt, ist das Kapitel 9 nur sehr kurz. Alles Weitere dazu wird in Band 5, „Institutionen“, dieser „Speziellen Grundlagen“ und dort insbesondere im Zusammenhang sozialer Rollen und sozialer Drehbücher anzusprechen sein.

In Transaktionen geht es um die Verteilung von zuvor produzierten Gütern und Ressourcen, und der wichtigste Fall solcher Transaktionen ist der Tausch. Transaktionen bilden, neben der (kollektiven) Produktion von Gütern und Ressourcen, die Grundlage der Reproduktion von Mensch und Gesellschaft. Bei den konkreten Tauschakten sind im Prinzip, wenngleich in unterschiedlicher Gewichtung, alle drei theoretischen Grundformen des sozialen Handelns beteiligt. In Kapitel 10 geht es dann um den elementaren Fall einer derartigen Transaktion: den Tausch von Gütern zwischen zwei Akteuren. Dabei zeigt sich, daß schon der elementare Tausch ein an sich äußerst „unwahrscheinlicher“ Fall ist und daß alle Probleme und „Dilemmata“ des strategischen Handelns hierauf auch schon zutreffen. Kapitel 11 behandelt vor diesem Hintergrund dann die empirisch meist zu beobachtenden Formen einer institutionellen, kulturellen und teilweise sogar „moralischen“ Organisation von Transaktionen, also in ganzen Tausch-„Systemen“. Hier werden insbesondere die verschiedenen Konzepte des generalisierten Tausches, das Prinzip des Commitments und die Norm der Reziprozität bedeutsam. Auch diese Vorgänge werden als, wenngleich so meist nicht intendiertes, Ergebnis des im Prinzip interesse- und wissengeleiteten Handelns von Akteuren erklärt, wobei insbesondere die Einzelheiten zur Erklärung der Evolution der Kooperation aus Kapitel 3 bedeutsam werden. In zwei Exkursen, einer über den sog. Kula-Ring und einer über das Verhältnis von Pflicht und Vernunft, wird die handlungstheoretische Verankerung auch der „archaischen“ Formen der Transaktion an Fällen erläutert, die eigentlich als Anomalien dieser Sichtweise gehandelt werden.

Den Abschluß des Bandes bildet das Kapitel 12 über das für die Soziologie zentrale Konzept der Macht. Der Grund für diese Platzierung ist leicht zu nennen: Die „Macht“ eines Akteurs über einen anderen besteht aus nichts anderem als aus dem Verhältnis von Interesse und Kontrolle, das sie wechselseitig bei ihren Transaktionen haben: Wer über mehr und interessantere Ressourcen verfügt, kann, in gewissen und durch die Transaktionstheorie angebbaren Grenzen natürlich, bestimmen, was der andere tut. In diesem Zusammenhang wird dann auch verständlich, daß die Macht ein Phänomen ist, das *nur* vor dem Hintergrund *sozialer* Situationen und der Einbettung der Akteure in ganze Systeme von (Transaktions-)Beziehungen angemessen verstanden werden kann: Macht ist als „absolute“ Eigenschaft nicht denkbar, und allein deshalb kann es „absolute“ Macht (und Herrschaft) nicht (oder nur in Ausnahmesituationen) geben. Ein kurzer Exkurs zur Frage, ob die Macht auch ein „Medium“ ist, wie die herkömmliche Soziologie teilweise bis heute annimmt, beschließt den Band.

Auch der Band 3 kann im Prinzip allein und für sich gelesen werden, wenngleich auch diesmal die Lektüre der anderen Bände der „Grundlagen“ gewiß nicht schadet. Anzuraten wäre jedoch, sich zuvor wenigstens die Einzelheiten des Konzeptes einer elementaren Situation und die der Wert-Erwartungstheorie aus Band 1, „Situationslogik und Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“ etwas genauer anzusehen. Die Fortsetzung der „Speziellen Grundlagen“ ist nach diesem Band über das soziale Handeln eine folgerichtige Angelegenheit. Sie folgt den drei grundlegenden Bestandteilen aller – sozialen wie nicht-sozialen – Situationen: „Opportunitäten und Restriktionen“ in Band 4, „Institutionen“ in Band 5 und „Sinn und Kultur“ in Band 6. Die Grundlagen zur Besprechung dieser Dinge sind mit den jetzt vorliegenden drei Bänden der „Speziellen Grundlagen“ jedenfalls vorhanden.

Ich widme diesen Band Alphons Silbermann, dem ich gerne das komplette Werk über die Grundlagen der Soziologie überreicht hätte.

Hartmut Esser

Mannheim, im März 2000

Kapitel 1

Soziale Situationen

Wenn ein Angler sich durch dichtes Brombeergestrüpp hindurch einen schattigen Platz an einem Teich sucht, dann tut er das, weil ihm das Angeln Freude macht, weil er sich gerne in den Besitz einer möglichst reichen Beute bringen will und weil – seiner Meinung nach – an einer schattigen Stelle die Aussichten auf das Anbeißen der Fische besser sind. Die Fische wissen dabei – so wollen wir jedenfalls annehmen – von dem Angler und seinen egoistischen, räuberischen und fischeverachtenden Absichten nichts. Und der Angler muß für den Erfolg seines Tuns nicht beachten, daß die Fische in Rechnung stellen könnten, er wäre hinter ihnen her. Er weiß, daß sie so schlaue nicht sind. Er muß nur etwas vorsichtig sein und darf sie durch das Knacken im Gebüsch nicht verschrecken.

Parametrische und soziale Situationen

Der Angler befindet sich in einer zwar besonderen, aber keineswegs seltenen Art von Situation. Er hat es nur mit widerspenstigen Brombeerbüschen, mit dem stummen Teich und mit den dummen Fischen zu tun. Es gibt keine anderen Akteure, die auf ihn, seine Absichten und sein Tun selbst als sinnhaft handelnde Subjekte reagieren. Der Angler spielt – so könnte man sagen – sein Spiel nur gegen die Natur. Das wäre anders, wenn dem Angler jemand gefolgt wäre, der ihm den schönen Platz streitig machen wollte. Aber es ist weit und breit niemand zu sehen und auch nicht zu erwarten. Einen Angelschein hat unser Angler auch, so daß kein Kontrolleur zu fürchten ist, vor dem er sich vorzusehen hätte.

Solche Situationen, in denen ein Akteur sein Handeln *nicht* auf andere Akteure ausrichtet, die ihn ebenfalls als handelnden Akteur beachten, werden auch als *parametrische* Situationen bezeichnet.

Viele wichtige soziologische Fragen lassen sich bereits auf der Grundlage der Annahme beantworten, daß die Akteure nur nicht-soziale Objekte und eben keine Subjekte vor sich haben, daß sie nur einfache Wahrscheinlichkeiten und die damit verbundenen Auszahlungen bedenken müssen, und daß sie es – wie der Angler mit den Fischen am schattigen Ufer – lediglich mit der Natur zu tun haben, die keinerlei Notiz davon nimmt, was der Akteur gerade plant. Oft genug verhält sich die umgebende Gesellschaft der Menschen auch nicht anders als die Fische im Teich: Ihr ist der einzelne Akteur ziemlich gleichgültig. Anders gesagt: Die Menschen beachten sich häufig gegenseitig auch nicht als „Subjekte“, sondern als bloße „Objekte“ ihrer individuellen und einsamen Entscheidungen.

Nicht selten sieht die Situation aber ganz anders aus. Dann *machen* sich die Menschen wechselseitig Gedanken, was der jeweils andere jetzt wohl denkt und in Antizipation des Tuns des anderen dann tun wird – und sie richten ihr Handeln *danach* aus. Sie sind gegenseitig füreinander eine besondere Art Umgebung: keine ansonsten interessenlose Natur, sondern eine reflexions- und handlungsfähige Umgebung, eine *soziale* Umgebung.

Situationen, in denen *mehrere* Akteure als handelnde *Subjekte* vorkommen, die aufeinander reagieren und in Rechnung stellen, daß sie voneinander wissen, werden allgemein *soziale* Situationen genannt.¹ Soziale Situationen verändern die Umstände, unter denen gehandelt wird, und die Folgen des Tuns *grundsätzlich*, wie wir noch sehen werden.

Das System einer sozialen Situation

In sozialen Situationen handeln mindestens zwei Akteure. Der eine Akteur sei als *Ego* bezeichnet, der andere als *Alter*. Ego handelt immer in Bezug auf Alter – und umgekehrt. Alter ist dabei natürlich auch selbst ein „Ego“, das Ego wiederum als „Alter“ hat. Beide, Ego wie Alter, sind – ganz wie in den einfachen parametrischen Situationen – an bestimmten Ressourcen interessiert. *Anders* als in den parametrischen Situationen sind soziale Situationen aber solche, bei denen die Akteure *nicht* mehr allein kontrollieren, was sie interessiert und was das Ergebnis ihres Handelns ist. Und folglich sind nicht nur die Bewertungen und Erwartungen eines Akteurs für das Handeln bedeutsam, sondern die Bewertungen und Erwartungen auch des jeweils anderen Akteurs. Genau dies konstituiert eine soziale Situation. Nun erst mutiert für Ego ein anderer Akteur vom nicht-sozialen Objekt zu einem Alter als Subjekt. Beispielsweise:

¹ Vgl. zur Unterscheidung von parametrischen und sozialen Situationen: Thomas Voss, *Rationale Akteure und soziale Institutionen. Beitrag zu einer endogenen Theorie des sozialen Tauschs*, München 1985, S. 4f.

„A potential food-object, at least as it approaches the state of edibility, is *not* an alter, because it does *not* respond to ego's expectations and because it has *no* expectations of ego's action; another person, a mother or a friend, *would* be an alter to ego.“²

Jetzt wird aus einem nicht-sozialen Handeln eines ansonsten autonomen Akteurs ein *soziales* Handeln (siehe dazu noch unten). Das System einer solchen sozialen Situation ist in Abbildung 1.1 dargestellt. Es ist nichts als eine Erweiterung des – parametrischen – elementaren Systems der Situation aus Kapitel 1 in Band 1 „Situationslogik und Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“. Es besteht im einfachsten Fall aus zwei Akteuren – 1 und 2 – und den Ressourcen ihrer Umgebung.

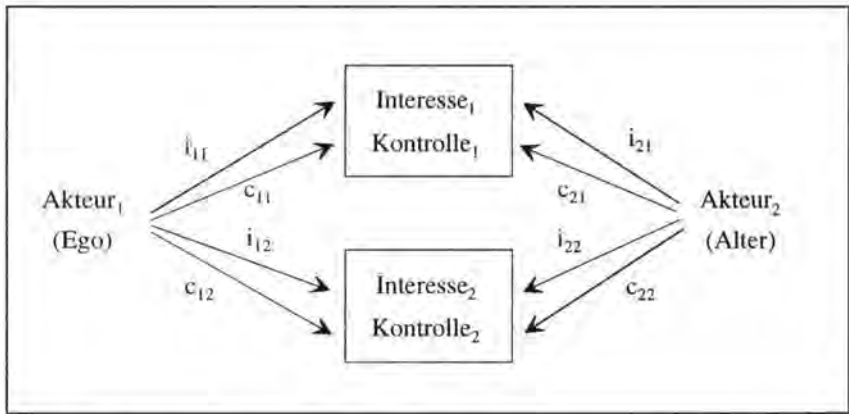


Abb. 1.1: Das System einer sozialen Situation

Damit die Besonderheit einer *sozialen* Situation und die des *sozialen* Handelns einsichtig wird, haben wir nicht nur einen Akteur zusätzlich angenommen, sondern gleich auch eine zweite Ressource. Dadurch entstehen acht Beziehungen: Jeder der beiden Akteure – Ego und Alter – unterhält zu jeder der beiden Ressourcen die beiden Beziehungen des Interesses und der Kontrolle. Das ergibt $2^3 = 8$ Relationen. Sie lauten für die Akteure 1 und 2 in Bezug auf die

² Talcott Parsons, Edward A. Shils, Gordon W. Allport, u.a., Some Fundamental Categories of the Theory of Action: A General Statement, in: Talcott Parsons und Edward A. Shils (Hrsg.), Toward a General Theory of Action, Cambridge, Mass., 1954, S. 15; Hervorhebungen nicht im Original.

Ressourcen 1 und 2 dann i_{11} , i_{12} , c_{11} , c_{12} , i_{21} , i_{22} , c_{21} und c_{22} . Je nach der Verteilung dieser Beziehungen ergeben sich andere Formen einer sozialen Situation. Und je nach dieser Verteilung drängt sich den Menschen ein anderes Handeln auf (siehe dazu gleich unten mehr).

Das Modell des Systems einer sozialen Situation macht mit einer Annahme ernst, die die meisten Menschen nur schwer wahrhaben wollen: Sie interessieren sich füreinander – letztlich – nur insoweit als sie gegenseitig Ressourcen kontrollieren, die sie selbst interessieren. Beziehungen zwischen den Menschen entstehen also nur *indirekt* – über die Ressourcen in der Situation. Für den Menschen „an sich“ interessiert sich kein Schwein. Glauben Sie das ruhig! Es ist, leider, so. Auch die Liebe richtet sich ja nicht auf jedermann oder jede Frau und ist – entgegen allen Verklärungen in Schlagertexten und den Träumereien der Kommunitaristen – nicht bedingungslos. Das schon gar nicht.

Soziales Handeln

Das Handeln in sozialen Situationen ist ein *soziales* Handeln. Wieder stammt die hierzu einschlägige allgemeine Definition von Max Weber:

„Soziales‘ Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten *anderer* bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“³

Soziales Handeln wäre danach beispielsweise: Ich möchte an einem Fahrstuhl einem entgegenkommenden Kollegen ausweichen. Der scheint – aus meiner Sicht – rechts an mir vorbei zu wollen. Also halte ich nach links. Aber was tut der? Er schwenkt auch nach links. Und schon ist es geschehen. Und warum? Die Antwort liegt auf der Hand: Weil ich nicht alleine unter Kontrolle habe, was das Ergebnis meines Handelns ist. Ob wir aneinander vorbeikommen oder nicht, ist also keine Frage von rechts oder links oder der individuellen Interessen und Möglichkeiten alleine, sondern auch davon, was der andere jeweils plant und tatsächlich tut.

Soziales Handeln beruht also darauf, daß sich die Akteure wechselseitig in Rechnung stellen und sich in den Erwartungen und Bewertungen gegenseitig beachten – so wie wir dies oben für das System einer sozialen Situation beschrieben haben. Nur „gleichmäßiges“ oder nur „beeinflusstes“ oder nur zufällig „soziales“ Handeln ist kein soziales Handeln. Als Beispiele für derartiges nicht-soziales Handeln nennt Max Weber das gleichzeitige Aufspannen von Regen-

³ Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, 5. Aufl., Tübingen 1972 (zuerst: 1922), S. 1; Hervorhebung im Original.

genschirmen einer Menge von Menschen, die sich alle nur individuell gegen einen einsetzenden Regen 'schützen wollen'; die Beeinflussung des Verhaltens der unverbundenen Massen durch die Medien – „z.B. durch Vermittlung der Presse“ wie Max Weber meinte; oder den zufälligen Zusammenprall zweier Radfahrer, die sich in schlichter Unaufmerksamkeit über den Haufen gefahren haben. Wohl aber wären „... die auf den Zusammenprall folgende Schimpferei, Prügelei oder friedliche Erörterung ‚soziales Handeln‘.“ (Weber 1972, S. 11)

Die „anderen“ Akteure beim sozialen Handeln können konkrete einzelne und dem Handelnden bekannte Personen, aber auch „unbestimmt Viele und ganz Unbekannte“ sein, wie Max Weber ergänzte, oder generalisierte Andere im Sinne von George Herbert Mead. Für das soziale Handeln reicht es auch aus, daß die Anderen nur vorgestellt, reine Phantasieprodukte oder Aggregate einzelner Akteure bzw. komplette soziale Gebilde oder Prozesse sind: strafende Götter, die „Geschichte“ oder das „Deutsche Volk“, die „Öffentliche Meinung“ oder die „Französische Revolution“, ZUMA oder die Fakultät, das Finanzministerium oder das Literarische Quartett zum Beispiel. Das ist eigentlich selbstverständlich, wenn man verstanden hat, daß es beim Handeln nur auf den „subjektiven“ Sinn ankommt. Und der kann von allen möglichen „Subjekten“ bevölkert sein, die es „objektiv“ vielleicht gar nicht als Subjekte gibt, die der Akteur aber bei seinem Tun als in seiner Vorstellung eigenständig handelnde Akteure beachtet.

Das soziale Handeln ist – im Prinzip, wenngleich keineswegs empirisch – der Regelfall des gesellschaftlichen Alltags. Fast immer haben es die Menschen mit anderen Menschen zu tun, die auch Interessen haben, Ressourcen kontrollieren oder kontrollieren wollen und darauf achten, was die anderen Akteure jeweils tun. Manche höchst interessanten Ressourcen sind anders als in sozialen Situationen gar nicht zu bekommen. Konflikt und Kooperation, Spaltung und Integration gäbe es unter den Menschen nicht, wenn alle Situationen parametrisch wären. Das Leben wäre ein einziger Supermarkt, und die Menschen lebten wie die (blauen) Ameisen. Es wäre tödlich und langweilig und vermutlich beides zugleich.

Komplexität und (doppelte) Kontingenz

Mit zwei Akteuren und zwei Ressourcen hat die Situation ohne Zweifel an Komplexität zugenommen. Unter *Komplexität* werden – ganz allgemein – die Vielzahl und/oder die Unterschiedlichkeit der Handlungsalternativen und Handlungsfolgen sowie die Risiken bzw. die Unsicherheit der Handlungsfolgen, kurz: der Grad der Vielschichtigkeit, der Intransparenz und der Unübersichtlichkeit einer Situation, verstanden. Aber auch parametrische Situationen können schon *sehr* komplex werden: Wenn es viele Folgen zu bedenken gilt

und viele unterschiedliche Erwartungen und Bewertungen zu kalkulieren sind, dann wird die Sache auch für den einsamen Akteur in seinem Spiel gegen die Natur rasch unübersichtlich – und er vereinfacht sie sich deshalb nach den Regeln seiner *bounded rationality*.

Der eigentliche Unterschied zwischen einer parametrischen Situation und einer sozialen Situation liegt an etwas anderem: Bei sozialen Situationen sind die Folgen einer Handlung grundsätzlich auch von den Überlegungen und Handlungen anderer Akteure *abhängig*: Wenn ich die Verkehrsprognosen der Polizei zum Wochenende höre und dennoch Samstags losfahre, weil ich annehme, daß niemand so dumm sein wird, im Stau stehen zu wollen, dann hängt das Ergebnis davon ab, ob die anderen Autofahrer sich das Gleiche überlegt haben – oder nicht. Die Besonderheit einer sozialen Situation ist ja die, daß die Akteure jetzt nicht mehr jeweils alleine die Kontrolle über eine bestimmte Ressource haben. Und sie interessieren sich – unter Umständen – beide für die gleiche Ressource oder kontrollieren gerade das, was den jeweils anderen interessiert.

Das Fremdwort für „Abhängigkeit“ heißt Kontingenz. *Kontingenz* des Handelns heißt: Es ist in seinem Erfolg von der Richtigkeit der Erwartungen abhängig. In parametrischen Situationen ist die Kontingenz des Handelns *einfach*, weil das Ergebnis *nur* von den Überlegungen und dem Tun des einen Akteurs abhängig ist. In sozialen Situationen und beim sozialen Handeln gibt es dagegen typischerweise eine *doppelte Kontingenz*: Das Eintreten einer bestimmten Folge des Handelns ist *auch* von den Erwartungen, Bewertungen und Entscheidungen *anderer* Akteure abhängig. Es gibt beim sozialen Handeln in sozialen Situationen ja immer nur *wechselseitig* bedingte Folgen: *Wenn* Du – von mir aus gesehen – rechts an mir vorbei gehst, und *wenn* ich mich links halte, *dann* stoßen wir nicht zusammen; andernfalls – Zusammenprall, Beschimpfung, Schlägerei, vielleicht sogar: Prozeß am Hals. Also:

„There is a *double* contingency inherent in interaction. On the one hand, ego's gratifications are contingent on his selection among available alternatives. But in turn, alter's reaction will be contingent on ego's selection and will result from a complementary selection on alter's part.“ (Parsons, Shils, Allport, u.a. 1954, S. 16; Hervorhebung so nicht im Original.)

Die doppelte Kontingenz ergibt sich aus zwei Besonderheiten sozialer Situationen: *Erstens* ist jeder der Akteure sowohl handelnder *Agent* wie selbst *Objekt* der Orientierung. Als handelnde Agenten orientieren sich Ego wie Alter sowohl an sich selbst wie an dem jeweils anderen. Und sie haben *zweitens* als Objekte der Orientierung – für sich selbst wie für den anderen – jeweils eine bestimmte *Bedeutung*. Nämlich:

„The actor is knower and object of cognition, utilizer of instrumental means and himself a means, emotionally attached to others and an object of attachment, evaluator and object of evaluation, interpreter of symbols and himself a symbol.“⁴

Doppelte Kontingenz bedeutet vor diesem Hintergrund dann:

„Not only, as for isolated behaving units, animal or human, is a goal outcome contingent on successful cognition and manipulation of environmental objects by the actors, but since the most important objects involved in interaction act too, it is also contingent on *their* action or intervention in the course of events.“ (Ebd., Hervorhebung im Original)

Die Zusammenhänge sind in Abbildung 1.2 kurz skizziert.

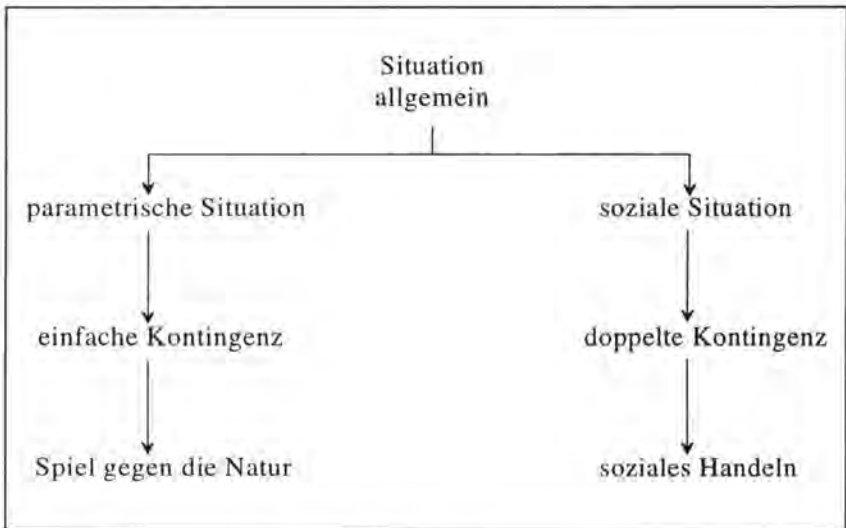


Abb. 1.2: Parametrische und soziale Situationen

⁴ Talcott Parsons, Interaction: Social Interaction, in: David L. Sills (Hrsg.), International Encyclopedia of the Social Sciences, Band 7, New York und London 1968, S. 436. Der von Talcott Parsons (Edward A. Shils, Gordon W. Allport, u.a.) in den letzten Zitaten benutzte Begriff der sozialen *Interaktion* entspricht in seiner Allgemeinheit dem des hier verwendeten Konzeptes des *sozialen Handelns*. Vgl. zur genaueren begrifflichen Unterscheidung der Interaktion von anderen Typen des sozialen Handelns noch die unten folgende Systematisierung (insbesondere Abbildung 1.5).

Leicht läßt sich ausmalen, daß es mit der doppelten Kontingenz des Handelns für die Menschen erst richtig spannend wird – und für die Soziologen schwierig und herausfordernd. Für die sozialen Situationen lassen sich nahezu beliebige Komplexitäten in den – doppelten und ferner beliebig multiplen – Kontingenzen des Handelns ausdenken. Die Soziologie befaßt sich eigentlich nur damit, wie es trotz der unfäßbaren Unwahrscheinlichkeiten einer verläßlichen Abstimmung in sozialen Situationen dennoch meist nahezu mühelos gelingt, daß Ordnung und Struktur – auch noch in den tödlichsten Konflikten der Menschen – vorherrschen. Anarchie ist meist ein mühseliges und teures und schließlich armseliges Unternehmen. Rasch suchen die Menschen dringlich einen Ausweg aus dem Chaos und nach einer deutlichen Reduktion der Komplexität und Kontingenz in ihrer zu unübersichtlich gewordenen sozialen Situation. Und meist finden sie ihn auch ohne große Mühe.

Komplexität und Kontingenz verschärfen ohne Zweifel das Problem der Selektion des Handelns, gerade vor dem Hintergrund der Weltoffenheit und der bounded rationality des Menschen: Wenn das Handeln fest programmiert wäre, dann könnte es „soziale“ Situationen letztlich nicht geben: Ameisenstaaten funktionieren, weil die Ameisen so programmiert sind. Bei Menschen ist das anders. Sie können wissen, was sie tun, aber sie können nicht alles wissen. Wenn die Akteure wirklich „perfekt“ informiert wären, dann wüßten sie zwar auch genau über die „bedingten“ Folgen in sozialen Situationen Bescheid und könnten danach getrost ihr Handeln selektieren. Menschliches Handeln ist aber weder fixiert noch perfekt informiert. Woran aber soll es sich angesichts der Unsicherheiten und Bedingtheiten der sozialen Situationen halten?

Strukturelle Verbundenheit

Soziale Situationen entstehen aber auch nicht ohne Grund. Darauf hatten wir oben bereits hingewiesen: Beachtung finden die anderen Menschen erst dann, wenn sie für das eigene Handeln wichtig werden. Und das werden sie erst dann, wenn sie Kontrolle über interessante Ressourcen haben. Erst diese Verbundenheit über die gegenseitige Kontrolle interessanter Ressourcen erzeugt den Hintergrund für das soziale Handeln. Solche Verbundenheiten lassen sich über typische Kombinationen der acht möglichen Beziehungen im Modell der einfachen sozialen Situation in Abbildung 1.1 darstellen. Drei dieser Typen struktureller Verbundenheit sind besonders wichtig: Autonomie, Dependenz und Interdependenz.

Autonomie und Dependenz

Der einfachste Fall der Beziehung eines Akteurs zu einer Ressource – und darüber zu anderen Akteuren – ist der, daß die Akteure jeweils alle die Ressourcen kontrollieren, die sie gerade interessieren. Dies ist beispielsweise beim ganz privaten Konsum von Gütern der Fall. Diese Konstellation ist die *Autonomie*. Ein Beispiel dafür wäre im Modell der elementaren sozialen Situation die Kombination $i_{11}-c_{11}-i_{22}-c_{22}$. Alle anderen Akteurs-Ressourcen-Beziehungen seien null. Der Akteur 1 kontrolliert die Ressource 1 und interessiert sich nur dafür. Und entsprechendes gilt für den Akteur 2 in Bezug auf die Ressource 2.

Das Gegenstück zur Autonomie ist die – einseitige und komplette – Abhängigkeit des einen Akteurs von dem anderen: Ein Akteur kontrolliert alle die Ressourcen, die den anderen Akteur interessieren, unabhängig davon wie, sein eigenes Interesse an diesen Ressourcen ist. Die diesem Fall entsprechende Kombination einer vollständigen *Dependenz* des Akteurs 2 vom Akteur 1 wäre $c_{11}-c_{12}-i_{21}-i_{22}$: Akteur 1 kontrolliert alleine beide Ressourcen, für die sich nur der Akteur 2 interessiert.

Der Gegenbegriff zur Dependenz ist der der *Macht*. Macht ist – so hatten wir in Kapitel 4 in Band 1, „Situationslogik und Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“ mit Max Weber schon erfahren – eine „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen“, die eigenen Interessen also, „durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.“ (Weber 1972, S. 28) Sofort wird aber auch sichtbar, worauf diese „Chance“ beruht: nicht allein auf der Kontrolle einer Ressource, sondern *gleichzeitig* und *unvermeidlich* auf dem Interesse des jeweils anderen Akteurs daran. Das ist bei einem Galeerensträfling – etwa – das Interesse, weiterzuleben. Nur solange es dieses Interesse gibt, wird er sich fügen und weiterrudern (vgl. dazu insgesamt noch ausführlich Kapitel 10 und 12 in diesem Band).

In unserem Fall hätte der Akteur 1 vollständige Macht über den Akteur 2: Er kontrolliert alles, was den Akteur 2 interessiert, aber Akteur 2 hat nichts unter Kontrolle, was den Akteur 1 interessiert.

Interdependenz

Autonomie und Dependenz sind – auch als „soziale“ Situationen und auch bei aller Verwiesenheit der Akteure aufeinander – zwei Formen einer durchaus immer noch sehr „asozialen“ Beziehung zwischen Akteuren: Im ersten Fall brauchen sie einander nicht. Im zweiten Fall ist der dependente Akteur für den überlegenen Akteur im Prinzip uninteressant, weil der nichts kontrolliert, was ihn selbst interessiert. Fast könnte man, wenn es nicht begrifflich wider-

sprüchlich wäre, von einer parametrischen sozialen Situation sprechen. Auch als „Subjekt“ interessant würde der abhängige Akteur erst in dem Fall werden, daß er auch Kontrolle über eine Ressource erhält, die den bis dahin autonomen Akteur interessiert. Damit entstünde eine – dritte – spezielle Konstellation der Verteilung von Interesse und Kontrolle, über die sich letztlich erst die *sozialen* Beziehungen zwischen den Menschen konstituieren können: die Interdependenz.

Interdependenz bezeichnet dann jene Konstellation, in der keiner der Akteure die volle Kontrolle über die Ressourcen hat, die ihn gerade interessieren. Im idealtypischen Fall der exakt reziproken Interdependenz kontrolliert der Akteur 1 die eine Ressource, an der er kein Interesse hat, und er interessiert sich für die andere Ressource, die er aber nicht kontrolliert – und umgekehrt gilt dies für Akteur 2. Eine hierfür typische Kombination der Relationen wäre beispielsweise $i_{12}-c_{11}-i_{21}-c_{22}$.

Die skizzierten drei Spezialfälle struktureller Verbundenheiten – Autonomie, Dependenz und Interdependenz – sind in Abbildung 1.3 zusammengefaßt (wobei A für den Akteur 1 und B für den Akteur 2, C für die Kontrolle und I für das Interesse an den Ressourcen stehen; vgl. auch Kapitel 21 der „Soziologie. Allgemeine Grundlagen“).

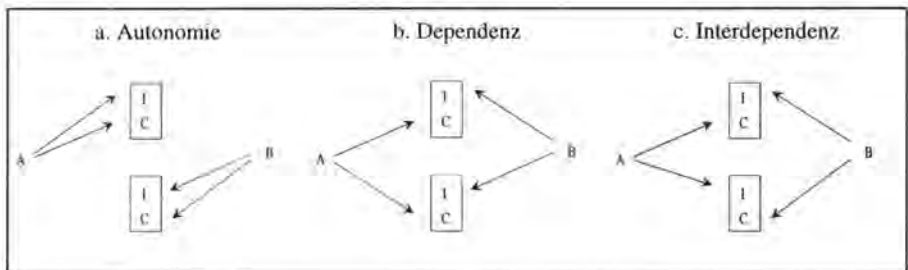


Abb. 1.3.: Autonomie, Dependenz und Interdependenz als Spezialfälle sozialer Situationen

Im Falle der Autonomie – wie beim einfachen privaten Konsum von Gütern – ist das Handeln der Akteure straightforward: Sie nutzen die Ressourcen einfacherweise zur unmittelbaren Nutzenproduktion. Dieser Fall ist, wie der der kompletten Dependenz und einseitigen Macht, soziologisch vergleichsweise langweilig, weil die Individuen „gesellschaftlich“ nur als Aggregate und als Träger sozialer Kategorien handeln – also im Prinzip: Jeder alleine für sich. Sie brauchen einander nicht oder müssen damit rechnen, daß sie nicht beachtet werden. Das ist bei der Interdependenz der Akteure ganz anders. Sie erst

bringt die Menschen zueinander, weil sie sich jetzt *materiell* brauchen. Interdependenz erzeugt aus einem bloßen Aggregat von Akteuren ein soziales *System* einer materiell und damit *objektiv* und *strukturell* begründeten Verbundenheit:

„What makes a social system, in contrast to a set of individuals independently exercising their control over activities to satisfy their interests, is a simple *structural* fact: Actors are *not* fully in control of the activities that can satisfy their interests, but find some of those activities partially or wholly under the control of other actors.“⁵

Warum die materielle Interdependenz so nachhaltig wirkt, wird unmittelbar einsichtig, wenn man sich in die Situation der so verbundenen Akteure hineinversetzt. Sie entwickeln ein aus der Konstellation abgeleitetes eigenes Interesse: Wie ausgesprochen nützlich wäre es wohl, jetzt Kontakt aufzunehmen und den jeweils anderen zu ersuchen, die wechselseitig interessierenden, aber nicht kontrollierten Ressourcen zu tauschen? Das Interesse und die alleine nur unzureichende Kontrolle über die Ressourcen bringt die Menschen bei Interdependenz zusammen und erzeugt bei ihnen ein neues Motiv: das Motiv zum Austausch der Güter und Ressourcen. Die wechselseitigen Akte zum Austausch interessanter Ressourcen werden allgemein auch als *Transaktionen* bezeichnet:

„Thus pursuit of one's interests in such a structure necessarily requires that one engage in transactions of some type with other actors.“ (Ebd.)

Mit der Abwicklung solcher Transaktionen tun die Menschen dann schließlich auch Dinge, die weit über den Tausch materieller Güter hinausgehen. Alles hängt aber an der „materiellen Basis“: an den Interdependenzen der Akteure und ihrer damit gegebenen Macht übereinander (vgl. dazu noch Kapitel 12 in diesem Band ausführlich).

Externe Effekte und die ungeplante Entstehung von neuen Verbundenheiten: ein Beispiel

Mit dieser Überlegung wird auch erklärbar, warum mit wachsendem Wohlstand die Menschen – nach allem, was die Umfragen zeigen – einsamer werden: Wenn sich die Menschen materiell nicht mehr brauchen, etwa weil es die Pflegeversicherung und den guten und krisensicheren Job gibt, dann verlieren sie das „materielle“ Interesse aneinander – und gehen dann eben alleine zum

⁵ James S. Coleman, *Foundations of Social Theory*, Cambridge, Mass., und London 1990, S. 29; Hervorhebungen nicht im Original.

Bowling oder verkriechen sich alleine vor der Glotze, wo sie sich zuvor für die Familie oder den Kirchenvorstand aufgeopfert haben. Besondere „Transaktionen“ haben sie dann nicht mehr nötig – und wissen nicht, was ihnen dabei alles entgeht.

Manchmal entstehen Interdependenzen und das Interesse an gewissen Transaktionen und gemeinschaftlichen Initiativen aber ganz ungeplant auch in einer Welt der Vereinzelung wieder. Betrachten wir dazu den folgenden einfachen Fall. Der Akteur 1 sei ein Unternehmen, das ein bestimmtes Produkt – die Ressource 1 – zur Erzielung von wirtschaftlichen Gewinnen auf einem Markt produziert. Also: Akteur 1 hat Interesse und Kontrolle über die Ressource 1. Der Akteur 2 sei die Bevölkerung der Gemeinde, in deren Umgebung das Unternehmen tätig ist. Die Familien der Gemeinde leben – so wollen wir annehmen – ganz isoliert für sich in ihren jeweiligen Eigenheimen mit Rassen, Cockerspaniel, zwei netten Kindern und dem ganzen Frust der grünen Hölle der gutbürgerlichen Vereinzelung. Die Ressource 2 sei eine intakte Umwelt, ein Zustand an dem die Bevölkerung der Gemeinde ein massives Interesse habe und der – so wie die Dinge einstweilen liegen – scheinbar auch unter ihrer Kontrolle steht. Die entsprechenden Relationen lassen sich über die Kombination $i_{11}-c_{11}-i_{22}-c_{22}$ beschreiben. Die Akteure sind bzw. fühlen sich autonom und interessieren sich deshalb einstweilen füreinander nicht weiter.

Nun verändere der Akteur 1 die Produktionsweise seines Betriebes – etwa durch eine massive Ausweitung der Produktion. Diese *technisch* bedingte Veränderung bewirkt, daß – möglicherweise ganz ohne Absicht des Akteurs 1 – offenbar wird, daß der Akteur 2 tatsächlich keine Kontrolle über die Ressource 2 hat, sondern daß diese Kontrolle alleine der Akteur 2 innehat: Die Umwelt der Bevölkerung der Gemeinde leidet nachhaltig unter der Produktionsausweitung. Solche Wirkungen des Handelns eines Akteurs auf die Kontrolle der Ressourcen, die andere Akteure interessieren, werden auch als *externe Effekte* bezeichnet (vgl. dazu u.a. noch Kapitel 3, 5 und 7 in diesem Band).

Der externe Effekt schafft zunächst nur eine äußerliche Verbundenheit zwischen den Akteuren, wo vorher nichts als Autonomie herrschte. Was nun aber weiter geschieht, ist leicht nachzuvollziehen: Der Akteur 2, die Bevölkerung der Gemeinde also, *muß* in seinem Interesse versuchen, seinerseits etwas unter Kontrolle zu bekommen, was den Akteur 1, den Unternehmer, interessiert, um ihn über bestimmte Transaktionen dann eventuell dazu zu bewegen, die Beeinträchtigung der Interessen des Akteurs 2 einzustellen oder dafür etwas anderes Interessantes als Ausgleich herzugeben – beispielsweise: ein beheiztes Schwimmbad oder ein gut gefülltes Nummernkonto in der Schweiz für den Herrn Bürgermeister. Und schon ist ein neues Motiv da: das „kommunitäre“

Motiv, sich zu einer Bürgerinitiative zusammenzutun und etwas zu unternehmen. Und bald merken alle, wie nett es ist, nicht nur zu Hause den Rasen zu schneiden und sich über den Hund des Nachbarn zu ärgern.

Kurz: Der externe Effekt schafft zuerst eine neue „objektive“ *parametrische* Beziehung – und veranlaßt darüber die Bildung von auch subjektiv empfundenen *sozialen* Beziehungen: kommunitäre Solidarität nach innen und Kampfbereitschaft nach außen.

Sofern die Kontrolle über die Ressource 2 – die Umwelt – nicht komplett auf den Akteur 1 übergegangen ist, läßt sich diese Veränderung in den – wahrgenommenen! – Beziehungen zwischen den Akteuren durch die externen Effekte mit der Kombination i_{11} - c_{11} - i_{12} - c_{12} zusammenfassen. Sie ist in Abbildung 1.4 skizziert.

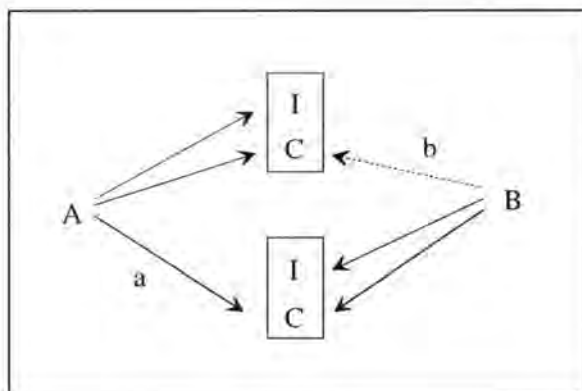


Abb. 1.4: Die Auswirkung externer Effekte auf das Interesse an Transaktionen

Der Pfeil a gibt das Auftreten des externen Effektes c_{12} wieder, und der gestrichelte Pfeil b soll kennzeichnen, daß der Akteur 2 nun ein besonderes Interesse entwickelt hat: das an der Kontrolle der Ressource 1. Nun gibt es – durch die externen Effekte – eine partielle Interdependenz und ein daraus abgeleitetes Interesse, in Transaktionen mit dem Akteur 1 einzutreten. Zu Transaktionen gehören aber immer zwei. Die Frage ist also: Warum sollte sich der Akteur 1 dafür interessieren, etwas Interessantes aus seiner Kontrolle zu entlassen?

Das Beispiel zeigt, wie besondere Arten von Interdependenzen auf eine *strukturelle* Weise, manchmal durch technische Erfindungen und deren ungeplanten Wirkungen erzeugt, typische Neigungen der Akteure zu bestimmten Arten von Handlungen oder Transaktionen hervorbringen – wo zuvor kein Gedanke daran war. Und es belegt noch einmal: Beziehungen haben die Menschen nicht im luftleeren Raum der Interessenlosigkeit, sondern – wenigstens: auch – wegen der Dinge, die ihnen „individuell“ wichtig sind.

Grundtypen sozialer Situationen und das Prinzip der antagonistischen Kooperation

Die Strukturen der sozialen Situationen sind zuallererst durch die Interdependenz der Akteure, durch die Art der Verteilung von Interesse und Kontrolle bestimmt. Schon unter zwei Akteuren lassen sich eine Vielzahl unterschiedlicher Arten sozialer Situationen und Interdependenzen vorstellen. Manchmal müssen alle beide koordiniert kooperieren, um ein bestimmtes, für sie gleichermaßen erfreuliches Ergebnis zu erlangen – wie bei den Radfahrern bei Max Weber, die auf einem anarchischen Radweg aneinander vorbeikommen wollen. Manchmal sind die Akteure zwar durchaus an einer Kooperation interessiert, aber zugleich auch daran, möglichst wenig selbst dazu beizutragen und möglichst viel von den Erträgen einzuheimsen – wie die einzelnen Mitglieder der Bürgerinitiative in ihren gemeinsamen Aktionen gegen die Chemiefabrik, die es ganz gerne sähen, wenn die jeweils anderen für sie die Kartoffeln aus dem Feuer holen würden. Manchmal aber stehen sich die Akteure in ihren Interessen unversöhnlich gegenüber, weil das, was dem einen nützt, dem anderen schadet – wie bei den Bürgern der Gemeinde und dem Vorstand der Chemiefabrik mit ihren ganz gegensätzlichen Interessen am Umweltschutz.

Die geschilderten Situationen beschreiben drei grundlegende Typen sozialer Situationen. Sie werden als Problem der *Koordination*, als soziale *Dilemma-Situation* und als *Konflikt* bezeichnet (siehe dazu noch Kapitel 3 in diesem Band ausführlich).

Der Grundzug des sozialen Handelns wird an diesen drei Typen besonders augenfällig: Einerseits sind die Menschen schon an einer Kooperation interessiert, weil ihnen das manches (lebens-)wichtige Problem löst. Andererseits aber soll die Kooperation nicht allzuviel kosten und nicht allzu riskant sein und vor allem nicht dazu führen, daß man schließlich ganz alleine etwas schafft, von dem nur die anderen etwas haben. Kurz: Das soziale Handeln unterliegt vor dem Hintergrund der strukturellen Verbundenheiten der Menschen

dem Grundzug der *antagonistischen Kooperation*. Dieser „Widerspruch“ ist es vor allem, der besondere Einrichtungen der „Gesellschaft“ nötig macht, „damit“ es überhaupt zu einem einigermaßen erträglichen Auskommen miteinander kommen kann (vgl. dazu auch schon Kapitel 2 in Band 2, „Die Konstruktion der Gesellschaft“, dieser „Speziellen Grundlagen“)

Materielle, kulturelle und normative Verbundenheiten

Koordinationsprobleme, Dilemma-Situationen und Konflikte sind drei grundlegende Formen der strukturellen Verbundenheit von Akteuren. Sie bilden – in unterschiedlichen Gewichtungen und Auswirkungen – den *materiellen*, auf die Interessen, die objektiven Anreize und Knappheiten bezogenen, Hintergrund für *alle* denkbaren sozialen Situationen und für *jedes* soziale Handeln.

Die materiell-strategische Verbundenheit ist aber nicht der einzige Gesichtspunkt, der das soziale Handeln leitet. Hinzu kommen im faktischen sozialen Handeln und bei praktisch allen Transaktionen stets auch Aspekte der wechselseitigen gedanklichen Orientierung über angenommene Anhaltspunkte und erkennbare Zeichen und Symbole. Dies ist der Aspekt der *kulturellen* Verbundenheit der Akteure. Sie wird zu allererst über das sozial geteilte Wissen hergestellt; über die vorgestellten Modelle des Handelns und die damit verknüpften Symbole.

Und schließlich ist nahezu jedes soziale Handeln in gewisse feste Bindungen eingebettet, manchmal sogar direkt davon geleitet. Zu solchen Bindungen gehören Emotionen, empfundene Verpflichtungen, „commitments“ und – insbesondere – als verbindlich anerkannte institutionelle Regeln für das soziale Handeln. Dies ist die *normative* Verbundenheit der Akteure beim sozialen Handeln.

Drei Formen des sozialen Handelns

Alle drei Aspekte der Verbundenheit, die materielle, die kulturelle und die normative Verbundenheit, sind – letztlich – bei *allen* Formen des sozialen Handelns beteiligt: Es gibt kein soziales Handeln ohne irgendeine Form der symbolischen Orientierung oder ohne irgendeine Art der empfundenen Verpflichtung oder normativen Regelung, aber auch nicht ohne jeden materiell-strategischen Hintergrund von Interesse und Kontrolle. Aber: Es lassen sich drei Grundformen des sozialen Handelns danach unterscheiden, welcher der drei Aspekte gerade dominant ist.

Das *strategische Handeln* wäre dann jener Typus des sozialen Handelns, bei dem die materiellen Aspekte der Kontingenz des Handelns, insbesondere aber die *Interessen* der Akteure im Vordergrund stehen. Die betreffende spezielle soziale Situation sei auch als *strategische Situation* bezeichnet.

Mit *Interaktion* wollen wir dann die Prozesse des sozialen Handelns bezeichnen, bei denen die wechselseitige gedankliche und symbolische Verschränkung und Beeinflussung und somit der kulturelle Aspekt überwiegt.

Und eine *soziale Beziehung* soll schließlich jene Art des sozialen Handelns sein, die insbesondere bestimmten Festlegungen und gewissen – formellen wie informellen – Normierungen und institutionellen Regeln folgt.

Die Übergänge zwischen den drei Typen des sozialen Handelns sind fließend, nicht zuletzt in der Unterscheidung von Interaktion und sozialer Beziehung. Interaktionen vollziehen sich, wie eine soziale Beziehung, auch über die wechselseitige Aktivierung von „Modellen“ der Situation und des Handelns. Bei sozialen Beziehungen ist aber die „Einstellung“ mit der Situation vergleichsweise fest vorgegeben, während bei Interaktionen die Situation erst noch in einem – mehr oder weniger langen – Vorgang des Aushandelns und der wechselseitigen Beeinflussung „definiert“ werden muß.

Strategisches Handeln

In rein strategisch definierten Situationen gibt es demnach *nur* die materiellen Interessen und die – wechselseitigen – Überlegungen, wie man es am besten anstellt, diese Interessen am besten zu bedienen. Alles hängt von den Möglichkeiten des Handelns, von den jeweils erreichbaren Ergebnissen und von den Erwartungen darüber ab, was der jeweils andere wohl tun wird. Dabei wird die Akteure allein der Gedanke leiten, daß der jeweils andere ein für sich selbst möglichst günstiges Ergebnis erzielen möchte – und daß das auch für den jeweils anderen Akteur zutrifft. Hier stehen sich die Menschen als „rationale Egoisten“ gegenüber, wissen das voneinander – und handeln danach. Die Orientierung dabei ist ausschließlich die des individuellen Interesses und die der – nur: strategisch gemeinten – Einfühlung in die subjektive Welt des anderen. Diese Einfühlung ist kein Mitgefühl, keine Sympathie, sondern ausschließlich eine kühl berechnende Empathie zur Maximierung des eigenen Vorteils. So selten ist ein solches strategisches Handeln nicht. Das genau tun ja die Radfahrer schon, wenn sie sich auf einem unregelmäßigen Weg entgegenkommen.

Strategische Situationen werden, wenn sie in einer bestimmten formalen Weise dargestellt werden, auch als *Spiele* bezeichnet. Die sog. Spieltheorie ist

jene spezielle Disziplin, die sich die formale Analyse strategischer Situationen und des daraus zu erwartenden strategischen Handelns vorgenommen hat (vgl. dazu insbesondere noch Kapitel 2, 3 und 5 in diesem Band).

Das strategische Handeln hat im Falle einer Mischung von kooperativen und antagonistischen Zielen, bei antagonistischer Kooperation also, zwei grundlegende äußere Formen: *Kooperation* und *Defektion*. Defektion muß dabei nicht heißen: offener Konflikt oder gar Feindseligkeit. Gemeint ist lediglich: Der Akteur nimmt an einem gemeinsamen Unternehmen nicht teil. Und oft genug ist er nur deshalb mit einer Kooperation zurückhaltend, weil er für sich einen drohenden Schaden vermeiden will.

Die meisten der für die Menschen interessanten Güter können nur oder weitaus am günstigsten über gewisse kollektive Aktivitäten erzeugt und genutzt werden. Manche dieser nur kollektiv zu erzeugenden oder zu nutzenden Güter enthalten – wenigstens: latent – beide Aspekte des strategischen Handelns in der Form der antagonistischen Kooperation: Interesse an der Kooperation *und* einen Konflikt darüber, wer mehr beiträgt oder mehr bekommt. Zu diesen schwierig zu erzeugenden und zu nutzenden Gütern gehören insbesondere die sog. Kollektivgüter, wie es etwa die gegenseitige, aber zeitlich versetzte Nachbarschaftshilfe ist. Oft kommt es dann nicht zur Kooperation, weil jeder befürchtet, daß er schließlich alleine die Vorleistungen erbringt und der andere die Früchte erntet, ohne selbst etwas als Gegenleistung zu tun. Das ist ein Spezialfall des strategischen Handelns, und zwar der, daß es jetzt um die Kooperation in mehr oder weniger großen *Kollektiven*, sozialen Klassen oder Gruppen also, geht. Gelingt die Organisation einer kollektiven Kooperation, dann soll vom *kollektiven Handeln* gesprochen werden. (vgl. dazu noch Kapitel 6 und 7 in diesem Band ausführlich).

Daß zum strategischen Handeln die Kooperation dazugehört, mag manchen Soziologen überraschen – und ein wenig ärgern, weil ja gerade von Emile Durkheim und Talcott Parsons immer wieder bestritten wurde, daß es unter den Bedingungen der Zweckrationalität zu sozialer Ordnung überhaupt kommen könne, und daß es dazu stets einer normativen Orientierung und einer solidarischen Moral bedürfe. Aber: Unter bestimmten Bedingungen *sind* auch bei einem „rein“ strategischen Handeln unter rationalen Egoisten und ohne jede weitere „Moral“ verlässliche Kooperation und ein ertragreiches kollektives Handeln möglich. Das Kapitel 5 in diesem Band wird sich auch mit dieser Frage beschäftigen.

Interaktion

Das strategische (und das kollektive) Handeln ist zwar „soziales“ Handeln, aber keines, bei dem die Akteure sich auf gemeinsame Orientierungen beziehen – außer der, daß sie rationale Egoisten sind und daß das kulturelle Modell der Zweckrationalität die Situation definiert, natürlich. Bei Interaktionen

stimmen sich die Akteure dagegen wechselseitig in ihren Orientierungen ab und „definieren“ die Situation in gegenseitiger Beeinflussung und gedanklicher Verschränkung, auch in anderer Hinsicht als der, daß es bloß um „Strategie“ und „Nutzenmaximierung“ gehe. Dies können sie durch verschiedene Formen an Aktivitäten tun. Stets sind dabei mentale Vorstellungen beteiligt und – bis auf eine, wenngleich nicht unwichtige Ausnahme – kulturell verankerte Zeichen und Symbole. Es können drei Arten der Interaktion unterschieden werden (vgl. dazu ausführlich Kapitel 8 in diesem Band).

Das ist erstens die rein gedankliche Interaktion einer wechselseitigen Einfühlung der Akteure zum Ziele der Konsensusfindung, ohne daß sie sonst in Kontakt miteinander träten. Diese Form der ausschließlich gedanklichen Interaktion sei als *Koorientierung* bezeichnet. Wenn sich die Akteure allein durch ihr Handeln wechselseitig beeinflussen, weil das Handeln, auch unbeabsichtigt, jeweils als Anzeichen oder als symbolische Geste für bestimmte Orientierungen oder Motive wahrgenommen, interpretiert und für das eigene Handeln in Rechnung gestellt wird, findet zweitens die sog. *symbolische Interaktion* statt. Ein Spezialfall davon ist drittens die *Kommunikation*. Hierbei gibt es die symbolische Beeinflussung über Zeichen, die mit den Akteuren vorher gut bekannten und festliegenden Bedeutungen und klar definierten Regeln versehen sind. Derartige Zeichen sollen Medien heißen. Die Sprache ist das wichtigste Medium einer solchen kommunikativen Interaktion.

Kommunikation, symbolische Interaktion und Koorientierung stehen in einem *hierarchischen* Verhältnis zueinander: Jede Kommunikation über Medien ist immer auch symbolische Interaktion und Koorientierung, wie jede symbolische Interaktion stets von Koorientierungen begleitet ist. Das umgekehrte gilt dagegen nicht.

Soziale Beziehung

Soziales Handeln, bei dem sich die Akteure zwar auch aufeinander einstellen, sich dabei in ihren Orientierungen zueinander aber von *vorher* bestehenden Festlegungen und Bindungen leiten lassen, ist eine *soziale Beziehung* (vgl. dazu noch Kapitel 9 in diesem Band). Von Max Weber stammt – erneut – die hierfür klassische Formulierung:

„Soziale ‚Beziehung‘ soll ein seinem *Sinngehalt* nach aufeinander gegenseitig *eingestelltes* und dadurch *orientiertes* Sichverhalten mehrerer heißen.“ (Weber 1972, S. 13; Hervorhebungen so nicht im Original)

Max Weber zählt u.a. die Freundschaft, die Pietät, die Geschlechtsliebe, die Klassengemeinschaft, aber auch Konkurrenz, Kampf und Feindschaft dazu. Das sind alles – mehr oder weniger deutlich – *vorher* gewußte Modelle für das Denken, für die Gefühle, für empfundene Verpflichtungen und innere Festle-

gungen und für das äußerliche Handeln, etwa bei einer Freundschaft oder bei der Geschlechtsliebe. Es gibt aber, wie Max Weber schreibt, solche orientierenden Modelle auch für die Beziehung der Feindschaft, der Konkurrenz oder des Kampfes. Auch die Auseinandersetzungen und die Austragung der Konflikte sind also, bei allem, was die Menschen ansonsten trennt, in erwartbarer Weise geordnet. Die gedanklichen Modelle der Austragung dieser Auseinandersetzungen konstituieren die Konflikte als geordnete soziale Beziehung. Die mit der jeweiligen sozialen Beziehung verbundenen orientierenden Einstellungen erwartet der Akteur relativ sicher von den anderen Akteuren – und von sich selbst. Sie werden – sozusagen – in der unter dem jeweiligen Typ der Beziehung definierten sozialen Situation automatisch und ohne weitere Reflexion aktiviert – falls nicht deutliche strategische Erwägungen oder symbolische Hinweise dafür sprechen, die „Einstellung“ und das betreffende Handeln doch noch einmal zu überdenken.

Die vorab orientierende Festlegung eines sozialen Handelns als „soziale Beziehung“ hat eine wichtige Folge für das soziale Handeln: Sie macht eine an sich ja immer von strategischen Elementen durchzogene, deshalb hochkontingente und durch Koorientierung, symbolische Interaktion und Kommunikation nie ganz verlässlich definierbare soziale Situation wieder zu einer *parametrischen* Situation: Die Akteure gehen wechselseitig davon aus, daß die jeweils definierte Orientierung zuverlässig *gilt* – so als ob jetzt wieder die Natur das Gegenüber wäre.

Diese „Parametrisierung“, diese Vereinfachung, diese Reduktion von Komplexität und die Aufhebung der doppelten Kontingenz des sozialen Handelns zu einer einfachen Erwartung in einer an sich weiter „sozialen“ Situation, sind wohl die wichtigsten Funktionen von „sozialen Beziehungen“. Soziale Beziehungen sind so gesehen ein Spezialfall der Geltung *institutioneller Regeln* und der Normierung sozialer Situationen.

Regeln und Strategien

Die Unterscheidung zwischen den materiellen, den kulturellen und den normativen Aspekten des sozialen Handelns ist nur analytisch sinnvoll. Soziale Situationen ohne jede normative Regelung und ohne jeden Bezug zu kulturell verankerten Zeichen oder Symbolen gibt es nicht. Selbst in den eindeutig strategischen Situationen des reinen Interesses unterstellen die Akteure ja eine deutliche, fast schon normativ erwartete, Regelmäßigkeit für das Handeln des anderen, auf die sie sich fest verlassen können; daß der seinen Nutzen maximieren oder seinen Schaden minimieren will. Meist aber sind die strategischen

Situationen auch institutionell geregelt. Mehr noch: *Jede* Situation beruht auf gewissen, expliziten oder impliziten Regeln. Sind die Regeln explizit, wird es besonders interessant. Nun werden – im Rahmen der institutionellen Regeln – strategische Überlegungen möglich, die ohne die institutionellen Regeln vollkommen unverständlich bleiben müßten: Erst vor dem Hintergrund der Abseitsregel ist es beispielsweise sinnvoll, eine Abseitsfalle aufzubauen. Und nur im Rahmen der Regeln des Schachspiels gibt es die Strategie der Sizilianischen Eröffnung. Kurz: Ein „strategisches“ soziales Handeln hat nur innerhalb eines allen anderen Akteuren bekannten und beachteten symbolischen und institutionellen Rahmens einen sozialen Sinn. Und mit der Veränderung der institutionellen Regeln verändern sich natürlich auch die strategischen Überlegungen der Akteure und die daran orientierten Muster ihres Handelns (vgl. dazu auch noch Band 5, „Institutionen“, dieser „Speziellen Grundlagen“).

Transaktionen

Von Interessen, von Symbolen und den gedanklichen und emotionalen Orientierungen an gewissen sozialen Beziehungen alleine werden die Menschen nicht satt. Jedes soziale Handeln ist, wie das Handeln ganz generell, letztlich um das Problem der individuellen und sozialen Reproduktion, der Nutzenproduktion und deren sozialer Organisation und damit um die Frage nach der Produktion von Ressourcen herum organisiert. Alleine und im bloßen Spiel gegen die Natur ist dieses Problem aber nicht zu lösen.

Die *Produktion* der Ressourcen und Güter findet, ganz allgemein, als – mehr oder weniger – arbeitsteilige kollektive Veranstaltung statt, als „gesellschaftliche Produktion“. Sie ist ein Spezialfall des kollektiven Handelns (vgl. dazu noch Kapitel 6 in diesem Band). Mit der Produktion bringen Akteure Ressourcen unter Kontrolle, die für sie – und für andere! – von Interesse sind. Allein dadurch aber, daß die Akteure wechselseitig die Kontrolle über für sie weniger interessante Güter an Akteure übertragen, die daran ein höheres Interesse haben, kann die Ausstattung mit interessierenden Gütern (fast) mühelos verbessert werden, also einfach durch eine neue *Verteilung* der zuvor produzierten Güter und Ressourcen.

Nun entsteht also ein Interesse an einem ganz speziellen Typ des sozialen Handelns. Wir haben ihn oben bereits erwähnt: an der sog. *Transaktion*. Transaktionen sind insbesondere der *Tausch* von Gütern und Ressourcen (vgl. dazu noch Kapitel 10 und 11 in diesem Band ausführlich). Wenn – beispielsweise – der eine Akteur Interesse an einem Steak hat, aber nur über Bier verfügt, und der andere Akteur gerne ein Bier hätte, aber nur Steaks besitzt, dann

wäre es für *beide* von großem Vorteil, ihre Ressourcen zu tauschen. Denn: Ein Steak *mit* einem Bier schmeckt einfach besser als zwei Steaks oder zwei Bier allein – normalerweise jedenfalls. Also: Laßt uns die Ressourcen tauschen und einen netten Abend mit Steaks *und* Bier, obendrein noch in Gesellschaft miteinander, machen!

Transaktionen gehen über mentale Akte und über die kommunikative Übertragung von Informationen weit hinaus. Sie bestehen im Austausch materieller und immaterieller Güter, Leistungen oder Rechte: der Kauf von Zahnpasta gegen Geld, der Tausch von Ratschlägen gegen soziale Anerkennung oder die wechselseitige Verpflichtung zu Treue und Hingabe „bis daß der Tod Euch scheidet“ etwa. Hierbei können selbstverständlich Interaktionen und vorgängig definierte soziale Beziehungen beteiligt sein – und sind es auch so gut wie immer. Die Besonderheit aber bleibt immer diese: der Austausch von Ressourcen aller Art mit dem übergreifenden Interesse einer möglichst günstigen Produktion und Reproduktion der *materiellen* und *immateriellen* Dinge, die für das Leben wichtig sind. Die kulturellen und die normativen Umstände sind der, oft genug: unentbehrliche, Rahmen dafür.

Eine Übersicht

Zur besseren Übersicht sind die verschiedenen Begriffe im Zusammenhang der Besonderheiten sozialer Situationen und der verschiedenen Formen des sozialen Handelns in einem Diagramm zusammengefaßt (Abbildung 1.5).

Das Diagramm bedarf wohl keiner besonderen Erläuterungen mehr. Der gesamte Band 3 der „Speziellen Grundlagen“ beschäftigt sich mit den darin angesprochenen Konzepten und Vorgängen – grob in der Reihenfolge, wie die Konzepte in der Abbildung geordnet sind.

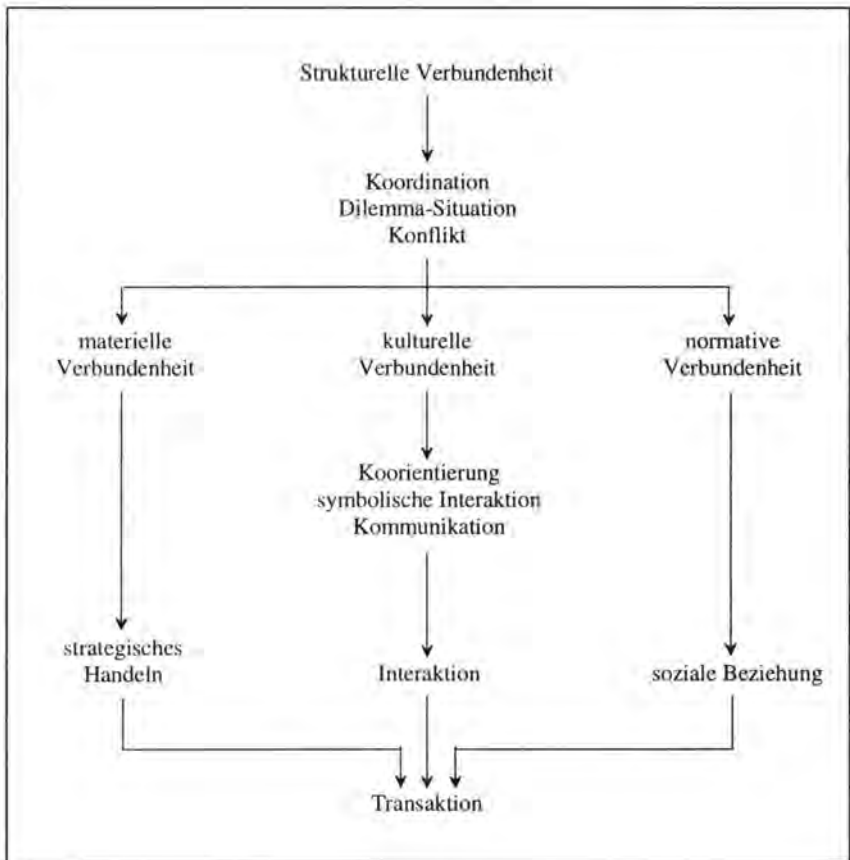


Abb. 1.5: Soziale Situationen und die Formen des sozialen Handelns

* * *

Eine letzte Bemerkung, bevor es losgeht. Der Hintergrund eines jeglichen Tuns bleibt auch in allen sozialen Situationen stets die *individuelle* Nutzenproduktion. Immer geht es auch nun *nur* um die Frage: Welche soziale „Technik“ ist nötig, um die Ressourcen herzustellen und zu verteilen, an denen die Akteure hängen und die sie für ihr soziales Leben brauchen? Dahinter steckt eine Frage, die wir, bevor Mißverständnisse auch nur aufkommen könnten, noch kurz klären wollen. Sie lautet: Ändert sich mit dem Übergang von einer parametrischen in eine soziale Situation, von einer strategischen in eine sym-

bolisch oder institutionell definierte Situation die „Natur“ des Menschen? Ändern sich insbesondere die Regeln, nach denen in den verschiedenen Typen von Situationen das Handeln selektiert wird?

Dazu ist nur dieses zu sagen: Zwar handelt es sich bei den sozialen Situationen ohne Zweifel um eine ganz andere, vor allem um eine sehr viel komplexere und (doppelt) kontingente Art von Situation als die beim einfachen Spiel gegen die Natur in den parametrischen Situationen. Aber das ist es auch schon: Es ist nur eine Änderung in den *Randbedingungen*, nicht aber in den Selektionsregeln des Handelns der Menschen. Und die Folge: Die Grundvariablen und die Regeln der Selektion des Handelns und der Orientierung der Akteure bleiben im Prinzip in *allen* sozialen Situationen und in *allen* Typen des Handelns die gleichen: das Wissen und die Werte der Akteure – und die Regel der Maximierung der Nutzenproduktion. George C. Homans hat diesen, eigentlich ganz einsichtigen, Grundsatz ganz besonders nachdrücklich vertreten:

„Und in gewisser Hinsicht spielt es (die Unterscheidung von sozialer und parametrischer Situation; HE) tatsächlich *keine* Rolle, da *keine* neuen Hypothesen benötigt werden, um *soziales* Verhalten zu erklären. Es spielt jedoch für die Komplexität der Erklärung eine Rolle. Wenn die Aktivität eines Menschen durch die nichtmenschliche Umwelt belohnt wird, handelt er entsprechend den Gesetzen der Humanpsychologie, die Umwelt jedoch nicht. Wenn die Aktivität eines Menschen durch die eines anderen Menschen belohnt wird, handeln *beide* entsprechend diesen Gesetzen.“⁶

Also: Es ändern sich beim sozialen Handeln zwar die Randbedingungen und die jeweils „sinnvollen“ Strategien. Die Akteure und die Gesetze zur Erklärung ihres Handelns bleiben jedoch stets die gleichen. Was auch sonst?

⁶ George C. Homans, Grundlegende soziale Prozesse, in: George C. Homans, Grundfragen soziologischer Theorie, Opladen 1972a, S. 70; Hervorhebungen nicht im Original.

Kapitel 2

Strategien und Spiele

In seinem Traktat über die menschliche Natur beschreibt der schottische Diplomat, Historiker und Philosoph David Hume (1711-1776) die folgende Situation zweier Bauern – You und Me – zur Erntezeit:

„Your corn is ripe to-day; mine will be so to-morrow. 'Tis profitable for us both, that I shou'd labour with you to-day, and that you shou'd aid me to-morrow. I have no kindness for you, and know you have as little for me. I will not, therefore, take any pains upon your account; and should I labour with you upon my own account, in expectation of a return, I know I shou'd be disappointed, and that I shou'd in vain depend upon your gratitude. Here then I leave you to labour alone: You treat me in the same manner. The seasons change; and both of us lose our harvests for want of mutual confidence and security.“¹

Eine böse Sache – für uns beide zusammen und für jeden von uns. Und warum? Die Antwort ist leicht erkennbar: Weil wir – von *Natur* aus – so egoistisch und so mißtrauisch zueinander sind. Besser wäre es für uns *beide* und für jeden einzelnen von uns, wenn wir etwas weniger an unseren eigenen Vorteil denken und etwas mehr dem anderen trauen würden. Aber so ist das geschilderte Ergebnis gewissermaßen „natürlich“ und kaum zu vermeiden. Es ist die logische Folge der beschriebenen Situation und der angenommenen allgemeinen Regel des egoistischen Handelns.

Und das kommt so. Beide Bauern – nennen wir sie etwas anonym A und B – haben ein eindeutiges Interesse: Sie wollen *ihre* Ernte einbringen. Dazu benötigen sie die Hilfe des jeweils anderen. Da die Ernte bei beiden nicht gleichzeitig eingebracht werden kann, muß einer von ihnen in Vorleistung treten. Sagen wir, das sei A. Der weiß, daß ihn dies mit Sicherheit etwas kostet: die Zeit und die Mühen der Hilfeleistung. Zwar würden diese Kosten mehr als aufgewogen, wenn der andere ihm danach bei der Ernte hilft. Aber ob er sich auf B verlassen kann – das weiß A nicht. Denn niemand ist dem anderen irgendwie verpflichtet oder empfindet besondere Gefühle für sein Wohlergehen: no kindness, no pains upon your account. A weiß nur

¹ David Hume, A Treatise of Human Nature: Being An Attempt to Introduce the Experimental Method of Reasoning into Moral Subjects, Oxford 1967 (zuerst: 1739), S. 520f. Wir folgen in der Interpretation des Beispiels teilweise den Ausführungen bei Bernd Lahno; Bernd Lahno, Versprechen. Überlegungen zu einer künstlichen Tugend, München und Wien 1995, Kapitel 3.

eines; Wenn er jetzt hilft, dann trägt er die Kosten mit Sicherheit. Und er weiß auch: B wäre fein heraus, wenn der dem A dann nicht helfen würde; er würde die Mühe der Mithilfe sparen, hätte aber alles erreicht, was ihn interessiert. Die Folge: A unterläßt die Hilfe – schon aus Vorsicht, nicht hinterher mit leeren Händen dazustehen und obendrein ansehen zu müssen, daß B sich womöglich lustig über ihn und seine Naivität macht. Da B aber genau so denkt, passiert nichts. Die Ernte verdirbt. Und übrig bleibt nur ein dringlicher Wunsch auf beiden Seiten: der nach einer Regelung dieser mißlichen Situation, die die Akteure *wegen* ihrer Vernunft *gegen* ihre Interessen in eine Situation gebracht hat, die ihnen *beiden* schadet.

Daß die beiden Bauern nur „rational“ agieren, nur an sich selbst denken und sich nicht über den Weg trauen, ist der Kern ihres gemeinsam erzeugten Unglücks. Die Akteure haben sich in der strategischen Kalkulation ihrer individuellen Vorteile so verfangen, daß sie sich schließlich *selbst* schaden.

Das Beispiel ist zwar nur eine Parabel, aber eine Geschichte nicht ohne Wirklichkeitsnähe – gerade in unserer Zeit. Denn schon, wenn ich nur *befürchten* muß, daß der Andere meine Gutmütigkeit ausnutzen *kann*, werde ich mich selbst mit Vorleistungen zurückhalten. Dazu muß ich selbst keineswegs unmoralisch oder egoistisch sein, sondern nur nicht allzu blauäugig. Die Geschichte ist ein Lehrstück für den – von dem scheinheiligen Amateurphilosophen Ulrich Wicket inzwischen auch weiteren Kreisen bekannt gemachten – Satz, wonach der Ehrliche, der Gute, der Moralische offenbar tatsächlich immer der Dumme ist. Und die Geschichte macht klar, warum schon aus der – vielleicht unbegründeten, aber auch nicht ausgeräumten – Furcht davor mancherlei Dinge unterbleiben, an denen alle im Grunde ein massives Interesse haben.

Die folgenden Kapitel handeln von den wichtigsten Grundmustern strategischer Situationen, von den vielen Fallen, die darin lauern, von der Unwahrscheinlichkeit, daß „rationale Egoisten“ miteinander kooperieren, von den Möglichkeiten, diese Situationen theoretisch zu durchschauen – und von dem, eigentlich: unglaublichen, Wunder, daß es soziale Ordnung und Moral dennoch in einem erstaunlichen Ausmaße gibt.

Spieltheorie

Die von David Hume geschilderte Konstellation wird auch als einfaches Austauschspiel bezeichnet. Für die Analyse solcher und anderer strategischer Situationen gibt es eine eigene wissenschaftliche Disziplin: die *Spieltheorie*. Der Gegenstand der Spieltheorie ist die typisierende Modellierung von strategischen Situationen, von strategischen Spielen, wie sie auch genannt werden, und die formale Ableitung von aggregierten Folgen aus den jeweiligen Konstellationen, in denen sich die Akteure befinden.²

² Vgl. zur Bedeutung des Wortes „Spiel“ auch noch den Exkurs über das Spiel gleich im Anschluß an dieses Kapitel.

Grundannahmen

Für die spieltheoretische Analyse werden einige besondere Eigenschaften der Situation und der Akteure angenommen:³

1. Das Ergebnis des Handelns ist von den Entscheidungen mehrerer Akteure abhängig. Das heißt: Kein einzelner Akteur hat das Ergebnis selbst ganz unter Kontrolle. Anders gesagt: Die Akteure befinden sich in doppelter Kontingenz und in Interdependenz zueinander.
2. Jeder Akteur ist sich bewußt, daß eine solche doppelte Kontingenz und Interdependenz besteht.
3. Jeder Akteur geht davon aus, daß sich alle anderen Akteure ebenfalls der doppelten Kontingenz und Interdependenz bewußt sind.
4. Jeder Akteur berücksichtigt bei seinen Entscheidungen die Bedingungen 1 bis 3.

Die genannten Bedingungen mögen als etwas gewagt, speziell und umständlich erscheinen. Aber es sind eigentlich nur etwas präzisere Beschreibungen für das, was in der Soziologie – und in Kapitel 1 dieses Bandes – allgemein als die typischen Besonderheiten des sozialen Handelns bezeichnet worden war: doppelte Kontingenz und Interdependenz.

Rationaler Egoismus

Um die kollektiven Folgen des Handelns der Spieler aus ihrer Situation abzuleiten, macht die Spieltheorie für das Handeln der Akteure eine einfache – und deutliche – Annahme. Es ist genau jene, die auch David Hume für seine beiden Bauern unterstellte: Jeder Akteur tut genau das, was ihm in der Situation *individuell* am nützlichsten erscheint. Kurz: Die Spieltheorie beruht auf der einfachen Nutzentheorie als Handlungstheorie (vgl. Kapitel 7 und 8 in Band 1, „Situationslogik und Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“ dazu ausführlich).

Für die Spieltheorie kennen die Menschen also keine Moral und keine Vergangenheit. Und wenn sie einen Vorteil für sich sehen, dann nutzen sie den auch – selbst wenn der andere dabei

³ Vgl. dazu etwa die folgenden Einführungen in die Spieltheorie: Manfred J. Holler und Gerhard Illing, Einführung in die Spieltheorie, 2. Aufl., Berlin u.a. 1993; Eric Rasmusen, Games and Information. An Introduction to Game Theory, Oxford und New York 1989; Morton D. Davis, Spieltheorie für Nichtmathematiker, 2. Aufl., München 1993; Henry Hamburger, Games as Models of Social Phenomena, San Francisco 1979; David M. Kreps, Game Theory and Economic Modelling, Oxford 1990; Evelyn C. Fink, Scott Gates und Brian D. Humes, Game Theory Topics. Incomplete Information, Repeated Games, and N-Player Games, Thousand Oaks, London und New Delhi 1998.

zugrunde geht. Zu einem Gleichgewicht kommen sie in ihrem Handeln nur, wenn eine Änderung ihres Tuns sie *individuell* schlechter stellen würde. Und das kann auch ein Gleichgewicht sein, in dem sie sich *kollektiv* – und damit letztlich auch *individuell* – schaden.

Die Annahme, daß alle Menschen rationale Egoisten seien, macht die Spieltheorie nicht, weil die Spieltheoretiker der Ideologie der Ellbogengesellschaft verpflichtet wären – oder nicht wüßten, daß es auch Altruismus und Dummheit gibt. Auch das mag es ja geben. Der Grund ist viel einfacher: Diese Annahme ist nicht vollkommen abwegig, aber einfach und präzise genug, um die kollektiven Folgen des beiderseitigen Tuns auszurechnen. Mit anderen Handlungstheorien geht das einfach nicht, mindestens nicht so einfach. Die Annahme des rationalen Egoismus ist – man wagt es kaum zu sagen – also für die Spieltheorie eine eher technisch begründete Annahme. Sie hat auch deshalb ein so zähes Leben, weil die anderen Annahmen über das Handeln der Menschen meist viel zu unpräzise – oder empirisch noch gewagter als die Nutzentheorie – sind, als daß die Spieltheorie damit etwas anfangen könnte.

Ohne Zweifel ist die Unterstellung vom Menschen als rationalem Egoisten etwas heroisch – und empirisch so auch oft nicht zutreffend, wenngleich auch keineswegs rundheraus falsch. Der Wert der Spieltheorie besteht deshalb auch weniger darin, das „wirkliche“ Handeln der Menschen zu erklären. Er liegt eher darin, unter den gegebenen Annahmen in Gedankenexperimenten bestimmte kollektive Konsequenzen ableiten zu können – wie beispielsweise David Hume das tat, als er die Prognose machte, daß sich die egoistischen Bauern hinterher wünschten, weniger egoistisch gewesen zu sein.

Das Beispiel lehrt, daß für die Bauern ein wenig Vertrauensseligkeit bei wenigstens einem der beiden für *beide* ganz nützlich gewesen wäre. Dann hätte der andere sich – in *seinem* Interesse – überlegen können, ob er den anderen wirklich ausbeuten wollte. Daß die beiden Bauern sich auch noch in Zukunft benötigen, daß derjenige, der die einseitige Vorleistung erbringt, sich ggf. für das unkooperative Verhalten des jeweils anderen bei der nächsten Gelegenheit zum Schaden des anderen rächen könnte, und daß diese Furcht dann auch bei rationalen Egoisten zu Kooperation führen kann, wollen wir hier schon einmal erwähnen (vgl. dazu noch Abschnitt 5.3 in diesem Band insbesondere). Es handelt sich bei dem Erntehilfebeispiel zunächst nur um eine einmalige Angelegenheit, wie sie u.a. unter Fremden oder bei einem absehbaren Ende einer Beziehung vorkommt. Wie David Hume das bei seinen Bauern auf dem Lande unterstellen konnte, die sich ja kaum aus dem Wege gehen können, ist allerdings, lebensweltlich gesehen, schon etwas unverständlich.

Die Spieltheorie entwirft also – wenn man so will – *worst-case*-Szenarien für den Fall, daß die Menschen rationale Egoisten wirklich *wären*. Und dann kann man ja sehen, wie weit das die Wirklichkeit erklärt. Genau dieses Vorgehen hatte Max Weber den Soziologen übrigens auch schon empfohlen: „Rationale“ Analyse und die gesonderte „soziologische“ Untersuchung eventueller Abweichungen davon (vgl. dazu bereits Abschnitt 6.3 und 6.4 in Band 1, „Situationslogik und Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“).

Die Unterstellung des rationalen Egoismus ist auch für den Fall hilfreich, daß man die Menschen überwiegend für Engel hält, es aber nicht ausgeschlossen ist, daß es doch wenigstens einige Teufel gibt. Denn: Weil der andere möglicherweise nur looks like an angel, und *immer* tatsächlich ein devil in disguise sein *kann*, muß auch der heiligste Engel damit „rechnen“, übers Ohr gehauen zu werden. Die Spieltheorie hilft den vielen Engeln auf Erden vielleicht etwas dabei, die Folgen und den Preis ihrer Tugendhaftigkeit abzuschätzen und möglichst tugendsame, aber wirksame Lösungen des Problems ihres Umgangs mit den egoistischen Teufeln zu finden. Engel müssen ja nicht unbedingt dumm und blauäugig sein.

Deshalb wollen wir einige Ideen und Instrumente der Spieltheorie benutzen: um bestimmte typische Grundstrukturen strategischer Situationen unter der pessimistischen Annahme des rationalen Egoismus der Menschen besser zu verstehen.

Der Spielbaum

Das Ziel der Arbeit des Spieltheoretikers ist die sog. Lösung eines Spieles (siehe dazu noch unten). Damit ist das Finden von Gleichgewichten gemeinsamer Handlungen gemeint, bei denen die Akteure keinen Anreiz mehr haben, eine andere Alternative anzustreben. Was es damit auf sich hat, wollen wir schrittweise entwickeln.

Dazu sehen wir uns zuerst die Situation der beiden Bauern A und B einmal etwas systematischer an. Eine sehr übersichtliche Methode dafür ist der sog. Spielbaum. Dabei werden die möglichen Züge der beteiligten Spieler in einer Sequenz von Entscheidungen aufgeführt – so wie das Handeln von Menschen in Interaktion miteinander ja auch tatsächlich abläuft (vgl. dazu noch Kapitel 8 in diesem Band ausführlich). Am Ende der Sequenz stehen die möglichen Handlungskombinationen der Akteure mitsamt den Ergebnissen, die damit verbunden sind (vgl. Abbildung 2.1).

Im Beispiel wird angenommen, daß A mit seiner Entscheidung beginnt. Die Mithilfe sei als C (von „cooperation“), die Verweigerung als D (von „defection“) bezeichnet. Wenn A gehandelt hat, kann B seine Entscheidung treffen: wiederum C oder D. Aus der Sequenz ergeben sich somit vier logisch mögliche *Ergebnisse* des Handelns von A und B, wobei die Entscheidung von A jeweils zuerst steht: CC, CD, DC und DD.

Mit diesen Ergebnissen sind *Bewertungen* verbunden, die sog. Auszahlungen an die Akteure. Wir haben hier schon bestimmte Werte eingetragen, wobei der erste Wert jeweils die Auszahlung für A bezeichnet. Warum die Werte so sind wie sie sind, können Sie sich aus dem geschilderten Beispiel schon selbst rekonstruieren. Die genauere Begründung finden Sie weiter unten, wenn es um die sog. Auszahlungsfunktion geht.

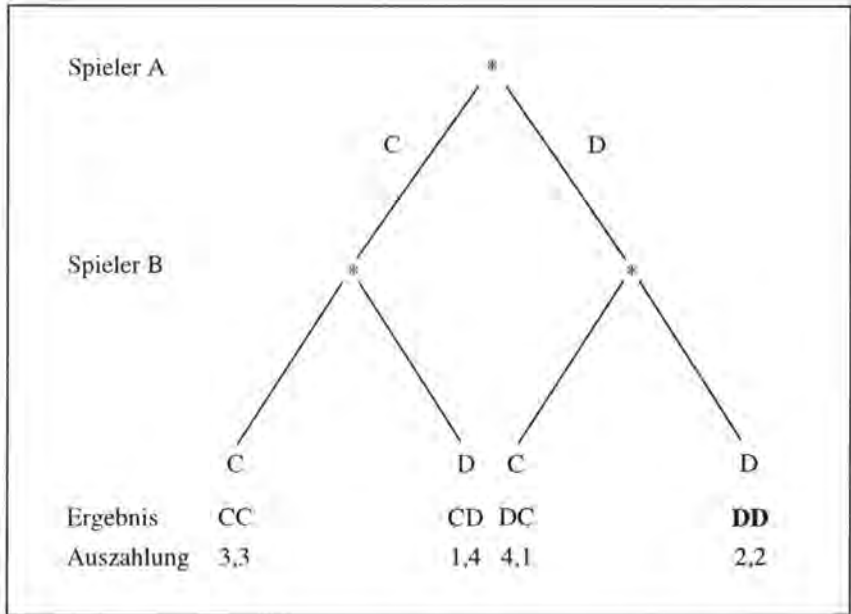


Abb. 2.1: Spielbaum der strategischen Situation für das einfache Austauschspiel der Erntehilfe bei David Hume

Die Folge dieser Konstellation wurde oben schon angedeutet: Die beiden Bauern landen bei der unerfreulichen (fettgedruckten) Kombination DD mit einer Auszahlung von 2,2 – obwohl sie sich beide mit CC und der Auszahlung 3,3 besser stellen würden. Die Kombination DD ist die gesuchte Lösung des Spiels. Es ist ein sog. Gleichgewicht in dominanten Strategien (siehe auch dazu unten Näheres).

Perfekte und vollständige Information

Der Bauer B hat es in dem Beispiel gut: Er kann seine Strategie wählen, wenn er gesehen hat, was A getan hat. A muß ohnmächtig abwarten, was B tut. In der Terminologie der Spieltheorie handelt es sich um ein Spiel mit *perfekter* Information: Zu jedem Zeitpunkt ist jeder Spieler über alle vorangehenden Züge anderer Spieler informiert. Vor A zieht aber kein Spieler. Deshalb ist –

bis zu *diesem* Zeitpunkt auch A „perfekt informiert“. Wenn einer der Spieler nicht weiß oder wissen kann, was der andere jeweils getan hat oder tun wird, oder wer gerade am Zuge ist, dann liegt *imperfekte* Information vor.

Darüberhinaus wird noch die vollständige und die unvollständige Information unterschieden. *Vollständige* Information liegt vor, wenn die Spieler übereinander alles wissen – insbesondere welches ihre Strategien und welche Auszahlungen damit verbunden sind. Sind bestimmte Dinge den Spielern unbekannt, dann liegt *unvollständige* Information vor. Das Verbergen bestimmter Eigenschaften kann man natürlich auch strategisch einsetzen – wie derjenige, der eine Lebensversicherung abschließt und dabei verschweigt, daß er eine Leberzirrhose hat.

Strategien

Die Alternativen C und D sind die *Handlungen*, die den beiden Bauern bei ihren Zügen jeweils möglich sind. Von den Handlungen werden in der Spieltheorie die *Strategien* der Akteure unterschieden. Strategien sind *Regeln* über die Reaktionen und Handlungen, die ein Spieler für die im Spiel möglichen Situationen parat hat.

Handlungen sind also das, was die Akteure *tun*. Strategien sind demgegenüber keine Handlungen, sondern *Pläne* der Akteure über ihre Handlungen als Reaktion auf die Handlungen des anderen Akteurs. Schachspieler haben beispielsweise bestimmte Strategien, wie sie – etwa – auf die Sizilianische Eröffnung ihres Gegners reagieren könnten. Im Erntehilfebeispiel könnte sich der Bauer B beispielsweise die folgende Strategie vorgenommen haben: Wenn der Kollege A zuerst kooperiert, dann kooperiere ich auch; wenn er aber defektiert, dann defektiere ich ebenfalls. Diese Regel wird auch als Tit-for-Tat-Strategie bezeichnet: Auge um Auge, Zahn um Zahn (siehe auch unten, sowie noch Abschnitt 5.3 in diesem Band insbesondere).

Der Satz der einem Akteur möglichen Strategien ergibt sich aus den logischen Möglichkeiten, auf das Handeln des anderen für die gesamte Sequenz bis zu der betreffenden Situation seines Zuges zu reagieren. Im Fall der beiden Bauern sieht das – unter der Bedingung der perfekten Information – für A anders aus als für B. Denn der Bauer A hat, weil vor ihm niemand gespielt hat, nur zwei Möglichkeiten: Entweder C oder D. Hier fallen also Strategien und seine in der Situation möglichen Handlungen zusammen.

Demgegenüber kann der Bauer B auf die Kooperation von A entweder mit C oder D und auf die Defektion von A auch wieder entweder mit C oder D reagieren. Kurz: Er hat mehr „strategische“ Möglichkeiten als der Bauer A, weil er *nach* dem Bauern A zieht und seine Reaktion von dem Handeln des Bauern A *abhängig* machen kann.

Strategiekombination und Strategieraum

Eine *Kombination* von Strategien wird auch als Strategievektor oder *Strategiekombination* bezeichnet. Sie wird allgemein mit s abgekürzt. Alle in einem Spiel möglichen Strategiekombinationen bilden den sog. *Strategieraum* S .

Weil der Bauer B andere Möglichkeiten hat als der Bauer A, unterscheiden sich ihre Strategieräume. Für den Bauern A ist der Strategieraum einfach: $S_A = \{C, D\}$. Für den Bauern B besteht der Strategieraum S_B dagegen aus allen denkbaren Reaktionsformen auf die Strategien von A. Diese lassen sich in einer sog. *extensiven Form* als Tabelle rekonstruieren (vgl. Abbildung 2.2).

a. Strategien		Strategien B			
		C^{++}	TFT	FTF	D^{++}
bei Zug A: C		C	C	D	D
bei Zug A: D		C	D	C	D
b. Ergebnisse		C^{++}	TFT	FTF	D^{++}
Strategien A	C	CC	CC	CD	CD
	D	DC	DD	DC	DD

Abb. 2.2: Strategiekombinationen und Ergebnisse für B bei perfekter Information

Die Strategien des Bauern B sind also seine ihm nun möglichen Antworten auf die möglichen Züge des Bauern A: C^{++} , TFT, FTF und D^{++} (oberste Zeile; zu den Bezeichnungen siehe unten). Sie sind ihm möglich, weil er *weiß*, was der Kollege A schon gemacht hat, wenn er selbst sich entscheiden muß. Wüßte er das nicht, hätte er nur zwei Möglichkeiten: Kooperation oder Defektion – ins Blinde hinein (siehe dazu unten noch die sog. reduzierte Form).

Eine von den in der oberen Zeile aufgeführten vier Strategien haben wir bereits erwähnt: Tit for Tat; sie steht über der zweiten Spalte als TFT. Eine andere Strategie von B für alle möglichen Züge von A könnte etwa sein, daß er immer defektiert – egal, was A tut. Dieser Fall findet sich in der Tabelle über der rechten Spalte als D^{++} mit den beiden „unbedingten“ Reaktionen CD und DD: Der Spieler B defektiert, wenn A kooperiert; und er defektiert auch, wenn A defektiert. Weil B immer defektiert, egal was A tut, heißt diese Strategie auch „Immer D“, abgekürzt D^{++} .

Insgesamt besteht der Strategieraum für den Bauern B unter der Bedingung der perfekten Information also aus vier unterschiedlichen Strategien, die sich aus den logischen Möglichkeiten der bedingten Reaktionen ergeben. Im Einzelnen:

- Strategie 1: Immer C: Kooperation, egal ob der Bauer A kooperiert oder defektiert; abgekürzt: C^{++} .
- Strategie 2: Die zur Handlung von A gleichläufige Strategie: C, wenn der andere C spielt, und D, wenn er D spielt; oder: „Wie Du mir, so ich Dir“, „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ bzw. Tit for Tat; abgekürzt: TFT.
- Strategie 3: Die dazu entgegengesetzte Strategie: D, wenn der andere C spielt, C, wenn er D spielt; oder: „Ich zu Dir, wie Du nicht zu mir“ bzw. Tat for Tit; abgekürzt: FTF.
- Strategie 4: Immer D: Defektion, egal was der Bauer A tut; abgekürzt: D^{++} .

Der Strategieraum des Bauern B sieht, wie die Abbildung 2.2a zeigt, also etwas komplizierter aus als der von A: $S_B = (C^{++}, \text{TFT}, \text{FTF}, D^{++})$.

In den Zellen der Tabelle stehen die jeweiligen Ergebnisse des Handelns der beiden Akteure, wenn sie ihren Strategien folgen; CC, CD, DC und DD. Da es – bei allen Strategien – immer nur zwei mögliche Handlungen geben kann, bleibt es bei diesen 2-2 Kombinationen von C und D. Das ist in Abbildung 2.2b zusammengefaßt. Anders gesagt: Verschiedene *Strategien* können durchaus zum gleichen sichtbaren Ergebnis des *Handelns* führen. Und bei begrenzten Alternativen des Handelns – und nur zwei Akteuren – sind diese Ergebnisse auch immer noch überschaubar, so kompliziert die dahinter stehenden Strategien auch sein mögen.

Wenn A jetzt nach dem Zug von B selbst noch einen weiteren Zug machen könnte, würde die Tabelle neu zu schreiben sein. Jetzt stünde der Akteur B mit seinen vier Strategien C^{++} , TFT, FTF und D^{++} auf der linken Seite. Und darauf könnte A jetzt wieder jeweils reagieren. Ganz links stünde wieder C^{++} , ganz rechts D^{++} . Irgendwo auch TFT und FTF. Aber jetzt gäbe es weitere Kombinationsmöglichkeiten und Varianten von Strategien. Mit der Zunahme der Züge wächst so der Strategieraum für jeden Akteur bald ins Aschgraue. Für unsere Zwecke reichen jedoch schon die beiden ersten Züge eines Spieles bzw. die Betrachtung besonders übersichtlicher Strategien, wie dies C^{++} , TFT, FTF und D^{++} auch für sehr komplizierte und endlose Spiele ja durchaus sind.